



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goethes politische Lehrjahre

Lorenz, Ottokar

Berlin, 1893

V. Im Vollgeföhle der monarchischen Idee

Nutzungsbedingungen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-55841](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-55841)



V. Im Vollgeföhle der monarchischen Idee.

Seit lange hatte Goethe seine politischen Lehrjahre hinter sich, er war in seinen Ueberzeugungen durch große, sachgemäße, geschäftliche Erfahrungen und durch die Kenntniß und die Erlebnisse einer ungeheuern Zeit gefestigt worden. Man könnte sagen, er war gefeit gegen jede unstaatsmännische Beurtheilung der Dinge, gegen alles politische Irrlichteliren, dem er die besten und geschheidtesten Männer mehr und mehr verfallen sah. Er hatte den Unterschied der revolutionären und erhaltenden Kräfte des staatlichen Lebens vorausschauend zu empfinden gelernt und, was nicht als Letztes beachtet zu werden verdient, er hatte in seinem eigenen Herrn und Fürsten den rechten politischen Genius erkannt, dem er sich für alle Zukunft mit einem wahrhaft rührenden Vertrauen in den staatlichen Angelegenheiten hinzugeben entschlossen war. Noch viele Jahre ernster Leiden waren gekommen,

aber nur wenige andere deutsche Fürsten konnten von sich sagen, daß sie ihrer eingeschlagenen deutschen Politik, im einmal ergriffenen Bündniß mit Preußen, so treu geblieben sind, wie Karl August.

Das deutsche Reich war in Rastatt, Luneville und Regensburg begraben worden und als die Preußen in Erfurt einrückten, um den alten Mainzer Staat zu beerben, pochte das revolutionäre Völkerrecht gleichsam unmittelbar an die Thore von Weimar. Schon war die Zeit gekommen, wo für das deutsche Fürstenthum die Entscheidungsstunde schlug und wo die Noth des Tages in dem corsischen Eroberer einen Retter der Gesellschaft und des Staats verehren ließ. Es ist nicht zu leugnen, mancher brave deutsche Mann sah schließlich in dem Rheinbund eine Art von culturgeschichtlicher Rettung der Nation und es ist im Grunde eine unendlich kleinliche Auffassung der Dinge, darnach zu forschen, wie früh oder spät sich jeder Einzelne von der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit überzeugte, daß der unüberwindliche Sieger von Jena endlich fallen werde. Diejenigen, welche sich versichert hielten, daß dieses Ereigniß, wenn es eintreten sollte, gewiß nicht durch Reden und Zeitungsschreiben herbeigeführt sein werde, gehörten nicht zu den schlechtesten der Nation. Daß und warum auch Goethe meinte, daß sich der Imperator durch Gedichtemachen nicht vertreiben lassen werde, dies zu erklären war wesentlich der Zweck unserer Betrachtungen über seine schwere, ernste Lehrzeit. Wenn aber der Dichter

in der traurigsten Epoche Deutschlands, die er erlebt hatte, sich vor jedem falschen Schritte durchaus zu bewahren wußte und nicht einen Augenblick die correcteste Haltung aufgab, die er bei aller Verehrung Napoleons einnahm, wenn kein wirklicher Staatsmann Deutschlands bis an des Dichters Ende ihm je die vollste politische Anerkennung und Achtung versagen konnte, so war dies Alles wieder die Folge des großen und trefflichen Einflusses, den er durch Karl Augusts klug vorschauende Politik erfuhr.

Zu den Schlagworten, die Goethe in den spätern Jahren seines Lebens öfters zum Gegenstande seiner Betrachtungen machte, gehörte die klassische Bemerkung Napoleons, die er im Gespräch von Erfurt über die Schicksalstragödie machte: „Was will man mit dem Schicksal. Die Politik ist das Schicksal.“ In der That! Auf fruchtbaren Boden war diese Napoleonische Aeußerung bei Goethe gefallen. Seine eigenen Lehrjahre haben ihm eine hohe Vorstellung von dem großen Wort gegeben, das vielleicht der brave Mann, der seine Gespräche mit dem Dichter aufzeichnete, bei Weitem nicht in jener tiefsten Bedeutung erkannte, die Goethe damit verband. Wenn ihm sein unmittelbarster Antheil an der Politik in frühern Jahren zu solcher Lehre diente, so hatten auch die spätern Zeiten, wo er dem Kampf der Gewalten mehr nur aus der Ferne zugesehen, dieselben Eindrücke hervorgebracht: Die Politik ist das Schicksal. In dieser Ueberzeugung war es ihm

immer mehr und mehr zur Gewißheit geworden, daß alle Politik nur im Anschluß an die Staatsgewalten einen berechtigten Lebensfactor bilde. Glücklich pries er sich daher, daß sein fürstlicher Herr und Gebieter das Schicksal mit vollendeter Meisterschaft beherrschte. Mit dem unbedingtesten Vertrauen und der größten Zuversicht blickte Goethe auch in den schwierigsten Momenten der Napoleonischen Gewalt-epoche auf Karl August. Er war völlig überzeugt, daß in den großen politischen Fragen der Herzog immer das Richtige traf.

Es war Goethe keineswegs unbekannt, daß der Weimariſche Hof dem Kaiser Napoleon nicht ganz unverdächtig war und daß die aufrechterhaltenen Beziehungen zu Preußen in manchen Augenblicken eine Gefahr für seinen Herrn herbeiführen konnten. Allein die unerschütterliche Ueberzeugung von der politischen Folgerichtigkeit der Handlungen Karl Augusts bestimmte Goethe auch da, wo er, wie in Bezug auf Napoleon, einer persönlich anderen Stimmung nicht Meister werden konnte, sich diesem vollständig zu unterwerfen. Goethe hatte den Glauben an die Widerstandsfähigkeit der deutschen Nation gegenüber dem Uebergewicht des Imperators verloren und aufgegeben, er mußte daher die Haltung Karl Augusts während der ganzen Rheinbundszeit mit Besorgniß wahrnehmen, allein er hielt den Herzog in politischen Dingen für gleichsam gefest und fugelfest, wie die Landsknechte einstens gesagt hatten.

Bezeichnend ist in dieser Beziehung ein Gespräch, welches Müller aufbewahrte: „Einst, als in den ersten Jahren nach der Schlacht von Jena die große Freimüthigkeit des Herzogs in seinen politischen Urtheilen und Aeußerungen und seine fortwährend höchst unverhehlte Anhänglichkeit an die Krone Preußen ernsthafte Besorgnisse erregten, beruhigte mich Goethe mit den Worten: „Seien wir unbesorgt! Der Herzog gehört zu den Urdämonen, deren granitartiger Charakter sich niemals beugt, und die gleichwohl nicht untergehen können. Er wird stets aus allen Gefahren unversehr hervorgehen. Das weiß er recht gut selbst, und darum kann er so Vieles wagen und versuchen, was jeden Andern längst zu Grunde gerichtet hätte.“

Und als Falk kurze Zeit nachher die Mittheilung in Weimar machte, daß die Franzosen wegen der von Karl August unterhaltenen Beziehungen zu Preußen, deren mitunter bedenkliche Einzelheiten vollständig ausgespionirt worden seien, Böses gegen den Herzog im Schilde führten, erhob sich Goethe zu einer Standrede, deren herrlicher Wortlaut nie fehlen dürfte, wo immer man über des Dichters politische Denkungsart handelt: „Genug!“ fiel mir Goethe, als ich bis dahin gelesen hatte, mit flammendem Gesicht ins Wort. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobenswerth und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein

Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edlen Mannes Gedächtniß so gar nichts in Euren Augen? Warum muthet man dem Herzog zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Antheil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter aufs Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn Euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog Verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützte, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Thalern machte, das wollt Ihr eine Verschwörung nennen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei Eurer großen Armee eintrete: was würde wohl ein General, oder ein Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage Euch, der Herzog soll handeln, wie er handelt! Er muß

fo handeln! Er thäte fehr Unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie fein Vorfahr, der unglückliche Johann, fo foll und darf er doch um keine Handbreit von diefer edlen Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürftenpflicht in folchen Fällen vorfchreibt, abweichen. Unglück! Was ift Unglück? Das ift Unglück, wenn fich ein Fürft dergleichen von Fremden in feinem eigenen Hause muß gefallen laffen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einft gekommen ift, daß Beides, fein Fall und fein Unglück, gewiß wäre, fo foll uns auch das nicht irre machen, fondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unfern Herrn, wie jener Lucas Kranach den feinigen, ins Elend begleiten, und treu an feiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn fie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander fprechen: das ift der alte Goethe, und der ehemalige Herzog von Weimar, den der franzöfifche Kaiſer feines Thrones entſetzt hat, weil er feinen Freunden fo treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunschweig, feinen Oheim, auf dem Todbette beſuchte; weil er feine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern laffen.“ Hier rollten ihm die Thränen ſtromweiſe von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pauſe, und ſobald er wieder einige Faſſung geſammelt, fort: „Ich will uns Brot ſingen, ich will ein Bänkelfänger werden und unſer

Unglück in Liedern verfassen, ich will in alle Dörfer und alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und Euch von dem Euren herunterzingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, Ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgends ist der Ort, mit Dir anzubinden! Wenn Du dieses Gefühl den Deutschen nimmst, oder es mit Füßen trittst, was eins ist, so wirst Du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittere an Händen und Füßen, ich bin lange nicht so bewegt gewesen, gebt mir diesen Bericht, oder nein, nehmt ihn selbst, werft ihn ins Feuer, verbrennt ihn! Und wenn Ihr ihn verbrannt habt, sammelt die Asche und werft sie ins Wasser, laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu herbeitragen, bis Alles zerstiebt ist, bis jeder Punkt in Rauch und Dunst davonsliegt, so daß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutschem Grund und Boden davon übrig bleibt. Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermüthigen Fremden machen, wenn es je besser mit Deutschland werden soll."

Sollte der gewaltige Manneszorn des Dichters nicht geeignet gewesen sein, den Franzosen einigen Respekt einzulösen, wenn Falk, wie wohl anzunehmen, aus dem merkwürdigen Austritt kein Geheimniß gemacht haben

wird? Sicher ist, daß man dem Weimarischen Herrn unter den Rheinbundsfürsten von Seite der Napoleoniſchen Regierung eine auffallende Schonung zu Theil werden ließ. Man weiß heute, wie sehr Karl August kühn gemacht worden war, seine Beziehungen zu Preußen noch enger zu knüpfen, als eine große patriotische Partei hier die Vorbereitungen für die Befreiung des Vaterlandes zu treffen begann. General Müßling war es, der dem nachkommenden Geschlecht zu erzählen wußte, wie treu, flug und sorgfältig Karl August sich zu der großen Sache gehalten hatte, die mit dem Sturze des Imperators endete.

Wenn Goethe, dem alle Umstände der Rheinbundszeiten bekannt waren, auf das Verhalten Karl Augusts zurückblickte, so begreift man, daß er, wie die gesammte Beamtenwelt, sein Freund Voigt und so viele Andere, von Kleinmuth selbst nicht frei zu sprechen, unbedingten Respekt vor dem angeborenen Muth und dem ererbten Bewußtsein des deutschen Fürsten gewann. Denn die ungebeugte und doch fluge, dem legitimen Stolz und einer vornehm gewinnenden Art entsprungene Haltung gegen den Erbfeind, den er im richtigen Augenblick abschütteln wird, zeigte den Ernestiner in einer geschichtlichen Rolle, wie sie wenige Andere gespielt haben. Mit Recht hatte Goethe die Empfindung, daß die Nation ihm dies nicht vergessen sollte. Und so entsprach es auch wortwörtlich der innersten Ueberzeugung des Dichters, wenn er in weiteren {perwickelten Zeitläuften ärgerlichen Sinnes an

den Großherzog selbst schrieb: „Die Zustände bewegen mich dergestalt, daß ich alle Gesellschaft meide, weil ich fürchten muß, irgend Jemanden gelegentlich ebenso hart anzulassen, als vormals Einsiedeln. Mein bester Trost jedoch, gnädigster Herr, nährt sich aus Thro gutem Humor, der, auf Gleichmuth und Charakterkraft gegründet, Sie mit einem heitern Element umgiebt, und in den schlimmsten Tagen sich am glorreichsten erweist.“

In der großen, umfangreichen Charakteristik, die Goethe von dem Großherzog bald nach dessen Tode in einem Gespräche in wunderbar vollendeter Weise einmal entwarf, faßte er schließlich alles Gesagte in die Worte zusammen: „Der Großherzog war freilich ein geborner großer Mensch, womit Alles gesagt und gethan ist.“ Und als Eckermann, das Gespräch weiter fortsetzend, bemerkte, der Großherzog scheine übrigens auch das Regieren verstanden zu haben, ließ sich Goethe auch über seine Regierungskunst aus: „er habe die Gabe gehabt, Geister und Charaktere zu unterscheiden und Jeden an seinen Platz zu stellen.“ Auch habe sich darin sein echtes politisches Talent gezeigt, daß er „schweigsam war, den Worten aber immer die Handlung folgen ließ.“

Bei anderen Gelegenheiten betrachtete Goethe den Charakter Karl Augusts unter den Gesichtspunkten des Dämonischen, welches nach des Dichters Meinung zur Erklärung der menschlichen Natur überhaupt unentbehrlich sei. „Auch der verstorbene Großherzog“ — sagte er — „war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter That-

kraft und Unruhe, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein war, und das größte ihm zu klein gewesen wäre. Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter.“ Diese stark wirkenden Kräfte, die in dem Großherzog lebendig waren, konnten manchmal, wie Goethe bemerkte, den Eindruck machen, daß er zum Tyrannen geneigt sei. Zu den merkwürdigsten Enthüllungen wird man aber eine Mittheilung zählen müssen, wo der Dichter seine eigene Stellung, sein eigenes Empfinden, die Wirkungen und Eindrücke der dämonischen Natur des Großherzogs auf ihn selbst, auf sein ganzes Wesen und Sein einmal schildert: „So wirft sich auch das Dämonische gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn sie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große. Beim verstorbenen Großherzog war es in dem Grade, daß Niemand ihm widerstehen konnte. Er übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles, was ich auf seinen Rath unternahm, glückte mir, so daß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte, was zu thun sei, wo er es denn instinktmäßig aussprach, und ich immer im Voraus eines guten Erfolges gewiß sein konnte.“

Wenn in diesen Sätzen zunächst nur das allgemein menschliche Verhältniß zwischen Fürst und Dichter bezeichnet wird, so kann doch kein Zweifel sein, daß sich

Goethe im Politischen des unbedingten Einflusses Karl Augusts am stärksten bewußt war und geblieben ist. Soweit man das Zusammenleben beider zurückzuverfolgen im Stande war, zeigte sich trotz des Altersunterschiedes ein gewisses Ueberwiegen politischen Talents, Urtheils und vor Allem politischen Interesses schon frühzeitig bei Karl August. Goethe hatte sich in diesen Dingen mehr treiben, mehr zwingen, mehr leiten lassen. Seine persönliche Neigung stand nicht nach dieser Seite; die Politik war nicht die Thätigkeit seiner Wahl. Wenn er wohl in sonstigen Geschäften, wie etwa in der Leitung des Theaters auf seiner „Souveränität“ bestand, so unterordnete er sich in politischen Dingen nicht nur willig, sondern mit einer Art von Begeisterung und mit einem wahrhaft fatalistischen Glauben, daß sein theurer Herr nicht nur berufen ist, sondern auch zu den Ausgewählten gehöre, deren staatsmännische Weisheit keinen Zweifel zuläßt. Die Lehrjahre vor der französischen Revolution haben in dieser Beziehung die unauslöschlichsten Eindrücke auf Goethes Gemüth, auf seine gesammte politische Denkungsart hervorgebracht; was er jener Lehrzeit an Einblick und Verständniß in die staatliche und gesellschaftliche Welt verdankte, ist im Großen und Ganzen ausschließlich das, was in allen seinen Aeußerungen, in allen seinen Urtheilen über Ereignisse und Staatsmänner, in seiner ganzen Stellung zum Staat und zu staatlichen Aufgaben und Pflichten sich wieder spiegelt bis an das Ende seines Lebens.

Und hier darf man wohl noch einmal einen Rückblick auf Ilmenau wagen: Alles, was das Gedicht dem Herzog prophezeite, war wahr geworden; ein halbes Jahrhundert hindurch haben die beiden Männer, die dort im Felde einst nächtigten, im gegenseitigen Geben und Empfangen die herrlichsten Früchte gezeitigt; auf diesem und jenem Gebiete war bald dieser bald jener der Meister. Daß in der großen gewaltigen Epoche die staatsmännisch bedeutende Auffassung meist mehr auf Seite des fürstlichen Herrn war, — wer möchte wohl zweifeln, daß Goethe schon vermöge seiner naturgesetzlichen Anschauungsweise aller Dinge auch darin nur eine Folge angeborener und ererbter Eigenschaften gesehen haben wird.

Die unvergeßlichste Charakteristik des Verhältnisses von Fürst und Dichter sprach dieser aber selber aus, als er am fünfzigjährigen Regierungsjubiläumstage vom Großherzog in die Arme geschlossen, unter den Thränen der tiefsten Erschütterung nur die Worte zu sagen vermochte: „Bis zum letzten Hauch beisammen.“

